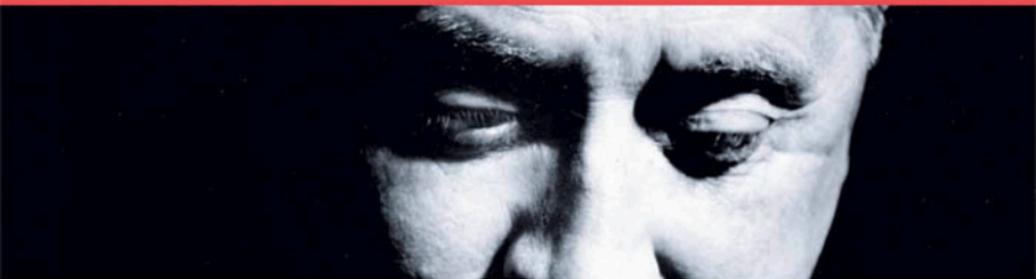


de Gruyter Studienbuch



Joachim Dyck

Gottfried Benn

Einführung in Leben und Werk



de Gruyter Studienbuch

Joachim Dyck

Gottfried Benn

Joachim Dyck

Gottfried Benn

Einführung in Leben und Werk



Walter de Gruyter · Berlin · New York

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-019639-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2009 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: deblik, Berlin

Druck und buchbinderische Verarbeitung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

*Für Daisy,
die immer da war.*

Vorwort

„Gottfried Benn. Geboren 1886 und aufgewachsen in Dörfern der Provinz Brandenburg. Belangloser Entwicklungsgang, belangloses Dasein als Arzt in Berlin“. Diese drei Zeilen ließ der Dichter 1919 in die berühmte Lyrikanthologie *Menschheitsdämmerung* einrücken. René Schickele, Alfred Wolfenstein und Paul Zech brauchten für die autobiographische Auskunft das Zehnfache, nämlich mehr als dreißig Zeilen. Die Redseligkeit hat ihrem Nachruhm wenig genutzt: Gottfried Benn ist es, der den Lesern von Lyrik und den Herausgebern von Anthologien im Gedächtnis blieb. Alfred Döblin nannte ihn 1950 „den letzten der wahrhaft großen Lyriker“, und dieses Urteil hat sich bis heute gehalten.

Auf dem öffentlichen Parkett des Literaturbetriebs und in Berlins literarischen Zirkeln spielte Benn jedoch keine Rolle. Er schloß sich vor der Gesellschaft, ihren Ehrungen, Kongressen und Skandalen ab. Sein Leben verlief zwischen der Arztpraxis und der Bierkneipe um die Ecke: „Ich habe keine Besucher, nur wer sich extrem isoliert, bleibt produktiv“. Zwar fuhr er als Schiffsarzt nach New York, es gab zwei oder drei Reisen nach Frankreich in den zwanziger Jahren. Wegen der schlecht gehenden Praxis suchte er sein Auskommen in der Reichswehr und ließ sich 1935 reaktivieren. Zwei Jahre lebte er in Hannover, gegen Ende des Zweiten Weltkrieges verschlug es ihn als Sanitätsoffizier nach Landsberg (Warthe). Aber nach dem Krieg praktizierte er wieder als Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Berlin, „mit jedem Tag wächst meine Abneigung gegen Zustimmung, Beifall, offene Arme. Meine Bozenerstraße für mich allein, – weiter wird es für mich nichts geben“, heißt es 1949.

Die Forschung hat seit 1968 versucht, der Langeweile einer Existenz, die durch den „primären Drang nach Abgrenzung“ bestimmt war, auf die Beine zu helfen. Dafür bot sich besonders das Jahr 1933 an. Aus drei oder vier Aufsätzen, die Benn 1933/34 in einer von neununddreißig Tageszeitungen, die in Berlin erschienen, veröffentlichte, in denen er seine Vorbehalte gegen die Emigration aussprach und keineswegs für die Parteiherrschaft des Nationalsozialismus, sondern für einen „Neuen Staat“ mit einer norm- und gesetzverpflichteten Verwaltungsbürokratie eintrat, wurde eine linientreue Parteigesinnung des Dichters konstruiert: „Mit Haut und Haaren verfieng er sich in den Netzen der Nationalsozialisten“, heißt es noch kürzlich bei Christian Schärff, und solche Metaphern, die

anstelle von Fakten die Dramatik erhöhen sollen, finden sich des öfteren. Allerdings bedürfen die Anschuldigungen einer sachlichen Überprüfung. Archive und die bis jetzt edierten Briefwechsel bieten dafür reichliches Material, und für denjenigen, der sich bemüht herauszufinden, was denn eigentlich einen „Nazi“ ausmachte, verschwindet die Dramatik, mit der die Sekundärliteratur die Vorgänge des Jahres 1933/34 hochspielt, Benn sogar zum Verfolgten des Regimes macht, um ihn schließlich als Widerständler feiern zu können.

Die vorliegende Darstellung versucht, diesen und anderen Klischees auszuweichen, die sich seit Bennis Tod 1956 in der Forschung breit gemacht haben. Sie versucht, den Dokumenten aus militär- und medizin-historischen Archiven und Bibliotheken entsprechendes Gewicht zu geben und Bennis Werk im Zusammenhang mit der jeweiligen Zeitgeschichte zu erläutern. Dabei zeigt sich: Die Dramatik dieses Lebens liegt ebenso in der Radikalität seiner gesellschaftlichen Isolierung wie in der Radikalität seiner Ansichten. Sie liegt jedoch vor allem in der Geschichte selbst, in der Bennis Leben sich abspielt, und zu deren Ereignissen er mit ungewöhnlicher gedanklicher Schärfe und sprachlicher Virtuosität Stellung nimmt. Seine Teilnahme am Ersten und Zweiten Weltkrieg, seine Erfahrungen in den bürgerkriegsnahen Stürmen der Weimarer Republik und des Elends der Berliner Nachkriegszeit machen dieses Leben interessant und repräsentativ für eine Generation, die im Expressionismus aufwuchs und in der Restauration der Adenauerzeit endete. Benn war ein Zeitzeuge für diesen Abschnitt der deutschen Geschichte und als solcher wird er den Lesern auch gezeigt werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
1 Kindheit	1
2 Gymnasium in Frankfurt/Oder	11
3 Studium in Marburg (WS 1903/04 – SS 1904).	17
4 Studium in Berlin (WS 1904/05 und SS 1905).	23
5 Kaiser-Wilhelms-Akademie, Berlin („Pépinère“)	27
6 Berlin 1912–1914	35
7 Berlin, Brüssel 1914–1917	45
8 Berlin 1918–1927	53
9 Berlin 1927–1934	65
10 Hannover, Berlin, Landsberg (1935–1945)	105
11 Nachkrieg (1945–1956)	133
Nachwort	157
Danksagung	161
Abkürzungen	163
Anmerkungen	165
Literaturverzeichnis	187
Namensregister	193

1 Kindheit

Auf seine Herkunft aus dem protestantischen Pfarrhaus war Gottfried Benn zeitlebens stolz. Zwar entfernte er sich früh vom orthodoxen Glauben, doch blieb er der Atmosphäre seines Elternhauses treu, die ihn „jeden Materialismus historischer oder psychologischer Art als unzulänglich für die Erfassung und Darstellung des Lebens“ ablehnen ließ.¹ Das protestantische Pfarrhaus hat in Deutschland einen Großteil seiner Dichter und Schriftsteller hervorgebracht. Dieses historisch-soziologische Phänomen beschäftigte Benn im Zusammenhang mit Problemen der Familien- und Erbforschung. Zuerst äußert er sich dazu in einem Aufsatz von 1930 über *Das Genieproblem*, in dem er sich eng an die Untersuchungen Ernst Kretschmers und Wilhelm Lange-Eichbaums über die Begabungszüchtung des Pfarrhauses anschließt. Den „Fanatismus zur Transcendenz“, den ihm das protestantische Milieu vermittelte, übertrug er auf die Kunst: „Ich sehe diese Transcendenz ins Artistische gewendet, als Philosophie, Metaphysik der Kunst. Ich sehe die Kunst die Religion dem Range nach verdrängen.“² Daß aus Pastorenfamilien „die gesamte geistig produktive, kulturschaffende Macht des deutschen Volkes hervorging“,³ betont Benn ab 1933 mehrfach und verweist auf Lessing, Wieland, Schelling, auf die Gebrüder Schlegel, Jean Paul und Nietzsche. In diese Reihe alter Pfarrer- und Gelehrtenfamilien, in denen „die sprachlichen und logisch abstraktiven Fähigkeiten selektiv entwickelt wurden“,⁴ schließt er sich ohne Umstände ein. Seine Herkunft kommt ihm 1934 gelegen, als ein literarischer Konkurrent und notorischer Denunziant, der Balladendichter Börries Freiherr von Münchhausen, ihn öffentlich bezichtigt, „fast reinblütiger Jude“ zu sein.⁵ Benn holt in der Herleitung seiner Familiengeschichte historisch und genealogisch weit aus und zieht nach einer beeindruckenden Beispielreihe europäischer Pfarrersöhne, von Jacob Burckhardt, van Gogh und Dilthey bis zu Albert Schweitzer und Friedrich Naumann das Fazit: „Man kann sagen, daß aus dem Erbmilieu des evangelischen Pfarrhauses tatsächlich ein enormer Teil der gesamten geistig produktiven, kulturschaffenden Macht des deutschen Volkes hervorgegangen ist.“⁶

Trotz seiner Herkunft blieb Benn eine religiöse Erfahrung jedoch fremd. Die Realität des Christentums versank für ihn im unaufhörlichen Verwandlungsgang der Geschichte: „Ein Morgen erhob sich, der Hahn krächte, er krächte dreimal, er schrie geradezu nach Verrat –, aber niemand

war mehr da, der verraten werden konnte oder der verriet – das Dogma war zu Ende“.⁷ Wenn auch die Glaubenswahrheiten abhanden kamen: Die Sprache, in der diese Wahrheiten ausgedrückt wurden, ist für Benn immer lebendig geblieben. Der tägliche Umgang mit religiösen Texten, von der Morgenandacht bis zum Tischgebet, von der Katechismuskategorie bis zur sonntäglichen Predigt, gehörte selbstverständlich zum Familienleben. Die Gleichnisse der Lutherbibel und der Rhythmus des barocken Kirchenliedes gruben sich in das Sprachbewußtsein Benns ein. Reminiszzenzen und Anspielungen auf christliche Texte, dazu offene und verdeckte Bibelzitate durchziehen sein ganzes Werk. Der innere Respekt vor dem sakralen Charakter des Wortes, die Heiligung der Poesie ging ihm nie verloren: „Durch jede Stunde, durch jedes Wort / blutet die Wunde der Schöpfung fort“.⁸ Das trifft gerade für die frühesten expressionistischen Gedichte zu, die zwar die Formen der klassischen Lyrik zertrümmern und die Inhalte hinter sich lassen, deren Sprache jedoch die Erinnerung an das pfarrhäusliche Sellin weiterträgt: „Ruhe sanft“, ruft das lyrische Ich der Blume zu, die in die Brusthöhle der Bierkutscherleiche eingenäht wird (*Kleine Aster*). Und im Sektionsaal begatten sich in den Näpfen für die Organe die Leichenteile und begrinsen die Erlösungstat Christi und den Sündenfall (*Requiem*).

Gottfried Benn wurde im gleichen Pfarrhaus in Mansfeld, einem Dorf zwischen Hamburg und Berlin, geboren, in dem auch der Vater und Großvater zur Welt gekommen waren. Sein Vater Gustav Benn (1857–1939) hatte in Straßburg, Leipzig (WS 1878/79) und Berlin (SS 1879–SS 1881) Theologie studiert. Ein wegweisendes Erlebnis muß ihm die Begegnung mit dem schwäbischen Pietismus in Bad Boll gewesen sein. Der berühmte Johann Christoph Blumhardt hatte dort 1852 ein religiöses Erweckungs- und Heilungszentrum eingerichtet. Sein Sohn Christoph Friedrich (1842–1919) bildete als bedeutender Seelsorger die Theologie des Vaters weiter und betonte die Diesseitigkeit des Reiches Gottes, dessen Beginn er mit zeitgeschichtlichen Ereignissen, etwa dem Aufstieg der Arbeiterbewegung, kommen sah. Er verließ die Kirche und trat 1899 in die Sozialdemokratische Partei ein, deren Abgeordneter im Württembergischen Landtag er 1900–1906 war.

Gustav Benn ist von diesen Überzeugungen mehr als nur flüchtig berührt worden. Während seiner Amtsjahre als Dorfpfarrer hielt er neben der konservativen *Kreuzzeitung* auch den sozialdemokratischen *Vorwärts*. Auch besaß er die gleiche seelsorgerische Ausstrahlung, der die Blumhardts ihre Erfolge verdankten. Von daher läßt sich die besondere Attraktivität, die Bad Boll für ihn gehabt hat, verstehen.

Nach seinem Studium gab Gustav Benn zunächst Unterricht in der Kadettenanstalt in Potsdam und arbeitete als Erzieher von Blumhardts

Kindern in Bad Boll. Später trat er als Hauslehrer auf Gut Gadow, dem Besitz des Grafen Wichard von Wilamowitz-Moellendorff, seinen Dienst an. Mit der „Mademoiselle“ Caroline Jequier (1858–1912), einer Schweizerin, die als französischsprechende Gouvernante angestellt war, kam er täglich zusammen. Im Juli 1884 heirateten die beiden, das erste Kind, die Tochter Ruth, kam zwölf Monate später zur Welt, Gottfried wurde ein Jahr darauf, am 2. Mai 1886 geboren.

Ein halbes Jahr später zog die Familie um. Der Vater hatte durch Protektion des Kirchenpatrons Günther Graf Finck von Finckenstein, dem Besitzer und Schloßherrn des Gutes Trossin, der auch zum Blumhardt-Kreis gehörte, eine größere Pfarrstelle in Sellin bekommen. Dieses Dorf in der Neumark, östlich von Bärwalde, in dem Benn die ersten zehn Jahre seines Lebens verbrachte, wurde ihm zum Inbegriff von Heimat. „Von meinem im Parterre gelegenen Dienstraum in der Bendlerstrasse führt eine Terrasse in einen kleinen Garten, ein Fleckchen Schund und die Reinemachefrauen säen jetzt darin Radieschen“, schreibt er zu Beginn des Zweiten Weltkrieges an Freund Oelze, „aber er erfreut mein Herz und er schafft mir Erinnerungen an die Zeit, wo ich noch auf den Dörfern wohnte und an die Räusche der Fliederblüte und die Fascinationen durch Jasmin. Etwas bleibt, ist unzerstörbar und lebt weiter als Heimat und ist geborgen“.⁹

Das Selliner Pfarrhaus, ein einfacher, aber geräumiger Backsteinbau, liegt der Kirche gegenüber. Steinstufen führen zum Eingang hinauf, auf jeder Seite drei Fenster. Rechts vom Hausflur befindet sich das Amtszimmer des Vaters, daneben ein schmaler Raum mit Aktenregal und Badewanne, dahinter Küche, Wirtschaftsstube und Speisekammer, auf der anderen Seite Wohn-, Eß- und Schlafzimmer. Von der gedeckten Veranda an der Rückseite des Hauses, von der eine Treppe in den Garten geht, blickte man auf den „großen Rasen“ mit dem Rosenbeet. Ein Graben, über den drei kleine Holzbrücken führten, trennte ihn vom Gemüse- und Feldgarten mit Beerensträuchern, Obstbäumen und dem Trockenplatz. An das Haus grenzte die breite Toreinfahrt zum Wirtschaftshof mit Stall und Scheune, Wagenremise und Dunggube.

Ein evangelischer Pastor war Ende des 19. Jahrhunderts zugleich Bauer, das Pfarr- und Kirchenland stand ihm zur Bewirtschaftung zur Verfügung. Zwar verpachtete Vater Benn seine Äcker und Wiesen an die Landwirte der Nachbarschaft, doch ging es gleichwohl im Pfarrhaus bäuerlich zu. Zur Gartenernte wurden Einmachgläser und Saftflaschen geschwefelt, abends steinten die Frauen Pflaumen aus, um sie am nächsten Morgen im Kupferkessel unter stundenlangem Rühren zu Mus zu verkochen. Schweine und Gänse wurden im Oktober zu Martini geschlachtet. Ein Teil des knappen Gehalts bestand in Naturalien: Ostern

mußte jede Familie aus der Gemeinde dem Pfarrer „zwei bis drei frische Eier abliefern, ganze Waschkörbe voll standen in unseren Stuben, im Herbst jeder Konfirmierte eine fette Gans“.¹⁰

In diesem Milieu wuchs Benn in den ersten zehn Jahren seines Lebens auf. Zusammen mit den sieben Geschwistern wurden gelegentlich noch ein paar Schwererziehbare großgezogen, denn zum Selbstverständnis eines protestantischen Pfarrhauses, besonders wenn es unter dem Einfluß von Blumhardt stand, gehörte das soziale Engagement. Benn hat 1952 in dem Gedicht *Keiner weine* aus der Rückschau auf sein Berliner Studium von der Armut in seinem Elternhaus gesprochen, und die Germanistik hat diesen Begriff unbefragt übernommen. Man darf Benns Erinnerung jedoch nicht im modernen, im wörtlichen Sinne verstehen. Das bäuerliche Leben des Pastors ist, bei acht Kindern, zwar einfach und selbstgenügsam, natürlich wurde gerechnet und gespart. Vor allem keine Verschwendung, hieß die wirtschaftliche Devise. Aber man lebt auch nicht kümmerlich oder gar arm, sondern zeitentsprechend: Während der Großvater noch bei Kerzenschein an der Predigt arbeitete, formuliert Vater Benn bereits bei Petroleum. Auch eine Badewanne gibt es, auf dem Dorf vor 1900 ein Zeichen höchsten Komforts. Ernst-Viktor Benn erinnert sich an die Badetage während des Winters im Pfarrhaus: „Meine Schwester Edith und ich wurden stets zusammen in die Wanne gesteckt, jeder saß an einem Ende auf zwei Ziegelsteinen, um über den Wasser Spiegel hinauszuragen, der wiederum deshalb so hoch war, weil einer der Erwachsenen das Wasser nachher noch für sich benutzen wollte“.¹¹

Mit den Dorfjungen ging Benn zur Schule. Allerdings war die Teilnahme Formsache, denn der Vater unterrichtete traditionsgemäß selbst. Später wurde der Junge von dem Hauslehrer des Grafen Finck von Finckenstein, dem Patronatsherrn der Selliner Pfarre, zusammen mit den gräflichen Söhnen unterrichtet.

Auf Benns Bildung hat das Elternhaus wenig Einfluß nehmen können, sehen wir von Bibel, Katechismus und Gesangbuch einmal ab: „In meinem heimatlichen [Pfarrhaus] gab es keinen Chopin, es war völlig amüsich, mein Vater hat nie in seinem Leben ein Buch gelesen, einmal, Anfang des Jahrhunderts, war er in Berlin im Theater gewesen, in Wildenbruchs *Haubenlerche*, erinnere ich mich“, schrieb Benn 1954 an Hans Egon Holthusen.¹² Diese Formulierung scheint ihn so befriedigt zu haben, daß er sie fast wörtlich in das Gedicht *Teils-teils* übernahm. Jedoch kann Benn für diese Bemerkung weder, wie es üblich geworden ist, ein „Gefühl der Unterlegenheit“ zugeschrieben werden, noch ist sie ein Zeichen dafür, daß Benn seine „kleinbürgerliche Herkunft als Makel empfunden habe“.¹³ Denn der Dichter vergleicht nur sein eigenes Elternhaus um 1900 auf dem Lande mit dem des siebenunddreißig Jahre jüngeren Pfarrerssohnes Holt-

husen aus der Stadt Hildesheim, der ihm in einem Brief von seiner eigenen Jugend und den Üppigkeiten eines gemütlichen und zivilisierten Christentums geschrieben hatte und von der romantischen Klaviermusik an Sonntagnachmittagen im Ambiente einer Kleinstadtpfarrei.

Das Urteil Benns über das Fehlen einer musischen und literarischen Bildung muß zeitgeschichtlich angemessen verstanden werden: Wenn auch Musik nur in der Form des Kirchengesangs oder des Orgelspiels erfahren wurde, und die eigentlich schöngeistige Bildung der Eltern fehlte, so ist doch der frühe Umgang mit dem Buch als einer wahren Enzyklopädie von „Sprachformen, Bildern, Gleichnissen, Redeweisen, Darstellungsarten, äußeren und inneren Formen“ für Benns geistige Entwicklung bestimmend gewesen.¹⁴

Zu seinem Vater hatte Benn ein ambivalentes Verhältnis. Als Vierundsechzigjähriger schreibt er rückblickend: „Zwischen Vater und Sohn bestehen wohl grundsätzlich ebensoviel Antipathien wie ihr Gegenteil, sie sind ebenso von Haß in Spannung gehalten wie durch Liebe verbunden“.¹⁵ Die Vorbehalte des Sohnes erstaunen nicht, denn das begabte Kind fühlte sich zu wenig unterstützt und bestätigt, vielleicht sogar entwertet: „Mit sieben Jahren“, berichtet Benn, „war ich so dumm, daß mein Vater, der mich unterrichtete, sagte, du bist so unbegabt, du kannst nicht mal Tischler werden“.¹⁶ Für die wenig einfühlsame Haltung des Vaters spricht auch eine Erinnerung, die Benns ältere Schwester Ruth mitteilt: „Als Gottfried und ich so 4 u. 5 Jahre alt waren, sollte Vater uns irgend ein kl[eines] Lied od. Gedicht beibringen. G[ottfried] behielt damals schwer auswendig, ich spielend (was meiner Ansicht nach nichts als eine Abart der Musikalität ist); Vater sagte am Schluß zu Mutter: „Der Junge wird nie das Gymnasium besuchen können, er ist zu unbegabt; vielleicht kann er mal ein Handwerk lernen“.¹⁷ Der Sohn konnte jedoch den Widerstand gegen den Vater in eine pfliffige Form bringen: „Gottfried, du hast ja kein Gesangbuch!“, lautete der Vorwurf vor dem Kirchgang. „Ich singe aus dem Herzen, Vater“.¹⁸ Zum Tode seines Vaters schreibt Benn 1939 rückblickend: „Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, kommt mir als stärkster Eindruck entgegen, dass ich ihn niemals, in keiner Lage u. vor keinem Ereignis, armselig, dürftig, kleinlich, ängstlich sah, immer war er über den Dingen, immer hob er das Niedere, immer trug er das Gefallene u. Bedrängte in eine nur ihm gehörige reine, gütige Welt. Zweifellos ein sehr ungewöhnlicher Mann; ganz einfach, gänzlich unintellektuell; aber es strömte etwas von ihm aus, dem ich mich selbst in meinen extremsten u. explosivsten Jahren nie entziehen konnte, u. das ich als eine überwältigende unfassliche Reinheit bezeichnen möchte“.¹⁹

Gustav Benn führte sein Haus mit patriarchalischem Regiment. Der Tagesablauf war auf das Genaueste eingeteilt. Erst wenn das Mittagessen Punkt halbeins auf dem Tisch stand und die Familie versammelt war, wurde der Vater gerufen. Zuspätkommen duldete er nicht. Am Sonntag hatte jede vermeidbare Hausarbeit zu ruhen, die Mutter plättete nicht, Schularbeiten waren untersagt. Theologisch jedoch kannte der Sellener Pfarrer keine dogmatische Strenge. Er lebte in der unerschütterlichen Überzeugung des rechten Glaubens und zog aus ihm die Kraft für die Seelsorge der ihm anvertrauten Gemeindeglieder: Ohne Ansehen der Person und des Standes besuchte und beriet er Bedrückte, Gefährdete, Kranke. Er war kein Parteigänger der adligen Großgrundbesitzer, den Landarbeiter wie den Grafen aus Trossin begrüßten seine Kinder unterschiedslos mit einem höflichen Handschlag und machten ihren Diener.²⁰ Natürlich nimmt das Kind die sozialen Unterschiede wahr, einerseits den Adel in seiner festumgrenzten Welt der Herrschaft mit distanzierteren Formen, andererseits die vom Gut abhängigen Kleinbauern und Landarbeiter. Aber das Pfarrerskind lebt durchaus privilegiert. In der Forschungsliteratur zu Benn hat sich die These breitgemacht, der Junge habe unentschieden zwischen den Arbeiter- und Dorfjungen und den Söhnen des ostelbischen Adels gestanden, nach Geburt und Erziehung sei er zwischen den Klassen gependelt, eine „frühe und extreme Sozialkonstellation“ habe seine Identitätsfindung erschwert, die „prekäre soziale Schieflage“ habe ihn sogar für eine Resozialisierung im Nationalsozialismus empfänglich gemacht.²¹

Das ist natürlich falsch. Es wird in Benns Leben früh zu Kränkungen gekommen sein, zu Zurückweisungen seiner geistigen Andersartigkeit. Für Benn ist das Bewußtsein seiner Begabung und seiner nicht alltäglichen Sensibilität immer eng mit fehlender Empathie verbunden gewesen. Er deutet das in einem Brief an Elinor Büller an, wenn er anlässlich einer Einladung über die Gastfamilie sagt: „Kleinsten Kreis, familiär. Viel Familienleben u. Gemütstiefe – Eigentlich reizend. Mir ja unbekannt, nie kennengelernt zu Hause“.²² Nicht die Klassenunterschiede bedrängen das Kind, sondern die mangelnde Anerkennung seiner kindlichen Bedürfnisse und das Schweigen auf seine diesbezüglichen Fragen nehmen seine aufgeweckte und verletzbare Seele in Anspruch. Daß seine lebenslange Suche nach den Ursachen für den Zwang zum Dichten eigentlich eine unbeantwortbare „Kinderfrage“ ist, hat Benn wenige Jahre vor seinem Tode im Gedicht ausgedrückt (*Nur zwei Dinge*). Seine lebensgeschichtlichen Konflikte und Brüche, die in Gedichten, Briefen und Selbstzeugnissen zum Ausdruck kommen, haben etwas mit der frühen Gewißheit des eigenen Wertes zu tun bei gleichzeitig mangelnder Empathie seiner Umgebung. „Nächst dem jüdischen ist mir ja das adlige das liebste Milieu. Auch hier etwas Überlegenes und man könnte sagen Unnordisches, eben: Verfeine-

„rung“.²³ Diese Feststellung des fast Fünfzigjährigen ist auch der Ausdruck einer unerfüllten Sehnsucht nach der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die sich durch eine besondere Intellektualität auszeichnet, wie etwa die jüdische, die Benn dann im Literatur- und Kunstbetrieb der Weimarer Republik kennen und schätzen lernte. „Weil ich kein Ich mehr bin, sind meine Arme schwer geworden. Wann fing es an? Sehr weit zurück. Denn dunkel war der Garten meiner Jugend, morsch die kleinen Brücken und die Bretter fielen ein. Von Anfang an war alles Schwere da, aller Kummer so von selbst, so vorbereitet war ich früh, daß es galt, eine kleine Weile zu bestehen, wo es keine Hoffnung gab“.²⁴

Dieses Bekenntnis aus der Novelle *Die Phimose* (1918), das in späteren Abdrucken wegen des zu verräterischen autobiographischen Hinweises unterdrückt wurde, spricht von der Hoffnungslosigkeit, der sich schon das Kind widersetzen mußte, und der melancholischen Grundstimmung, unter der Benn zeitlebens litt. Von hier aus führt ein gerader Weg zu seinen späteren Lieblingsworten, etwa dem Rilke-Vers: „Wer spricht von Siegen – übersteht ist alles“, oder seiner eigenen Zeile aus *Weinhaus Wolf*: „Du stehst für Reiche, nicht zu deuten und in denen es keine Siege gibt“.²⁵

Der unerklärte Kummer der „Frühe“ wird als etwas Apriorisches und Unaufhebbares verstanden: „Auch im Äußeren verlief mein Leben nicht hell, niemand hat es mir erleichtert, keine Hand, konnte es nicht, von früh an nicht“.²⁶ Benn verharrt allerdings nicht in der Anklage gegen die großen Figuren der Kindheit, im Gegenteil. Die Verarbeitung der Verlusterfahrungen mit Hilfe der Sprache bildet eine konstitutive Grundlage für sein poetisches Werk.

Benns Mutter wurde 1858 in Fleurier, einem Straßendorf des Schweizer Jura geboren. Es erstreckt sich auf der Hochebene des Val-de-Travers oberhalb des Neuenburger Sees zwischen steil aufragenden Felsen mit Eisenerz- und Asphaltlagern und hat wenig von dem Reiz der tiefer gelegenen Orte mit dem Flair südlichen Weinbaus: Benns idealisierende Schilderungen von der scheinbar fast mediterranen Heimat seiner Mutter entsprechen der Realität nicht. Sie stammte aus armen Verhältnissen, die eigene Mutter stirbt schon 1866 bei der Geburt des neunten Kindes; deswegen wächst die Halbweise bei einer Patentante im waadtländischen Yverdon auf. Der Vater ist im Kirchenbuch als „Horloger“ eingetragen, er wird in der Uhrenindustrie als handwerklicher Zulieferer tätig gewesen sein. Caroline hat wahrscheinlich eine Mittelschule besucht. Zu den Grundfächern Religion, Rechnen, Französisch und Schönschrift lernte sie Deutsch als Fremdsprache, die Voraussetzung für ihre spätere Tätigkeit als Gouvernante. Auch ihre vier älteren Schwestern gehen als Erzieherinnen ins Ausland.

Mit zwanzig Jahren kommt Caroline nach Deutschland, Benn wurde geboren, als sie bereits siebenundzwanzig Jahre alt war. Wir wissen fast nichts über sie und ihr Verhältnis zu ihrem ersten Sohn, der ihr in der Körpergestalt nachgerät: Benn erbt ihre Belebtheit. Wenn in der Sekundärliteratur bis heute davon die Rede ist, daß der Mutter seine „vorbehaltlose Liebe“ gehörte,²⁷ dann sind Zweifel angebracht. Im November 1933 lädt der *Berliner Lokalanzeiger* einige Mitglieder der Preußischen Akademie der Künste in Berlin ein, zum Thema „Das Bild meiner Mutter“ beizutragen. Benn geht auf sein Verhältnis zur Mutter überhaupt nicht ein, sondern trägt genealogische Gedanken über das Erbmilieu vor, in das sie das „romantische Blut“ einbrachte: „Sie sprach die deutsche Sprache immer mit Akzent, gewisse deutsche Worte wollten ihr ihr Leben lang nicht gelingen, und sie sang ihre vielen Kinder mit französischen Liedern ein. Ein Lied begann, ich erinnere mich deutlich: „les cloches sonnent, l'air en rayonne“.²⁸ Er spricht auch von einer „düsteren Erzählung“ über den Rückzug der französischen Ostarmee unter General Charles Bourbaki im Januar 1871 in die Schweiz, die ihn besonders erregte. Sein Beitrag schließt mit einer Floskel: „Die Erinnerung an sie, die über alles zärtliche und treue Mutter, lebt in ihren Kindern weiter, die Erinnerung an sie, ihre Heimat, ihre Berge, ihre Lieder“.²⁹ Und im *Lebensweg eines Intellektuellen* (1934) charakterisiert er sie als „irdisch, allem Lebendigen nah, die Gärten, die Felder säend und gießend: Ackerbautyp, Pfahlbürgertyp mit dem realen Sein voll Lächeln und Tränen“.³⁰

Wir können in diesen Worten kaum einen Beweis für das innige Verhältnis von Mutter und Kind sehen: Der erwachsene Sohn erinnert sich an eine lebensstüchtige Frau. Jedoch ist eine Mutter, deren Kräfte sich zwischen Wochenbett, Küche, Stall und Garten erschöpfen müssen, noch keine zugewandte Mutter für den empfindsamen Sohn. Wenn man also bedenkt, daß Caroline Jequier während der eigenen Kindheit und Jugend selbst viel entbehren mußte, später selbstverständlich ihrem Mann mit Hingabe diente und ansonsten die Familie versorgte, versteht man leichter, daß sie ihrem Sohn auf eine grundlegende Art nicht zur Verfügung stand, und daß das seelische Klima der ländlich-pfarrhäuslichen Kindheit für den kleinen Gottfried nicht förderlich genug war.

Auffallend ist der häufige Rekurs auf die Natur, wenn Benn an seine Kindheit denkt. Statt von der Liebe der Eltern spricht er vom „großen Pfarrhaus, großer Garten, drei Stunden östlich der Oder [...], Kindheitserde, unendlich geliebtes Land“.³¹ Oder im Gedicht *Epilog* (1949) heißt es: „Es ist ein Garten, den ich manchmal sehe / östlich der Oder, wo die Ebenen weit, / ein Graben, eine Brücke, und ich stehe / an Fliederbüschen, blau und rauschbereit“. Benns Kindheitserinnerungen beziehen sich auf menschenleere, idealisierte Landschaften. Eine schwerwiegende

Folge der kindlichen Anpassung an die altpreußische Rigidität des Milieus besteht in der Unmöglichkeit, bestimmte eigene Gefühle wie Eifersucht, Neid, Wut oder Ohnmacht bewußt zu erleben, weil sie verboten sind. Im Garten, auf dem Felde, im Walde findet sich der konfliktfreie Raum, in den sich das Kind flüchtet, in dem es sich der inneren Spannungen entziehen weiß.³² „Ein ländliches Pfarrerskind, neben seiner erstgeborenen Schwester Ruth, Ältester von sieben Geschwistern, an enges Beieinanderleben gewohnt, liebte er es, alleine spazieren zu gehen, *am liebsten in der Dämmerung*. Sein Einsamkeitsbedürfnis war schon damals groß“, sagt Rübe,³³ und wir ergänzen: aus Notwendigkeit, vielleicht aus Verzweiflung. Die unter diesen Umständen abgespaltene, weil verurteilte Sehnsucht nach Beachtung, Respekt und Echo kommt zum Ausdruck in den Erzählungen des großen Bruders für die jüngeren Geschwister, in denen von „einem ‚Onkel ohne Haut‘, der im Walde lebte“, die Rede ist.³⁴ Die Anderen sind für das lyrische Ich stets lebensstüchtig und glücklich, es selber ist zwar erwählt, aus der lebensbejahenden Gemeinsamkeit jedoch ausgeschlossen. In diesem Zwiespalt liegt die Quelle für Benns Bedürfnis, die Gesellschaft zu meiden und für sich zu bleiben: „Allein –: wahrscheinlich gibt es kein Wort darüber, allein und unverbittert in die Stunden des Dunkelwerdens sehen, dem will ich die Krone des Lebens geben“.³⁵

2 Gymnasium in Frankfurt/Oder

Benn ist elf Jahre alt, als er das Leben auf dem Lande aufgeben muß: Ab Herbst 1897 besucht er das Königliche Friedrichs-Gymnasium in Frankfurt/Oder. Der Freund und Schulgenosse seiner Kindheit, Heinrich Graf Finck von Finckenstein (1882–1914), der Sohn des Patronatsherrn der Selliner Pfarrei, wartet schon auf ihn. Beide wohnen in der Gubener Straße 31a, ganz in der Nähe der Schule, wo die Rechtsanwaltswitwe Agnes Leonhard in der zweiten Etage eine Schülerpension unterhält.

Frankfurt liegt fünfzig Kilometer Luftlinie südlich von Sellin auf dem linken Ufer der Oder und ist um die Jahrhundertwende eine Stadt, die sich kräftig entwickelt: Wirtschaftsmittelpunkt durch Banken, Behörden und große Firmen, etwa die Kesselschmiede und Eisengießerei Gutmann oder die Buch- und Kunstdruckerei Trowitzsch. Die Einwohnerzahl steigt in den sieben Jahren der Gymnasialzeit Benns auf weit über 60.000 an. Die Stadt ist Sitz einer königlichen Regierung, hier geben Divisions- und Armeekorpsstäbe den Ton an, in den Kasernen liegen an die sechstausend Soldaten. Der Schüler Benn hört Militärkonzerte im Karthausgarten und läuft mit der Tochter eines Brigadekommandeurs auf den Oderwiesen Schlittschuh.³⁶

Die Werte des preußischen Ständestaates und die entsprechende Gesellschaftsordnung beherrschten die Stadt. In der Rangordnung folgten auf die Regierung, den Landadel und das Militär in absteigender Linie die Justiz und die städtischen Behörden. Die Gymnasialprofessoren und die freien Berufe stellten das Gros der intellektuellen Oberschicht.³⁷ Benn hat sich über seine Schulzeit später kaum geäußert, jedoch mit Stolz betont, daß er „zum Glück ein humanistisches Gymnasium“ besucht habe.³⁸ Damit meinte er die Inhalte, die vermittelt wurden, und kaum den Drill und das Pauken, „wir wurden zu sehr von alten steifen Strebern geführt“.³⁹ Das Friedrichs-Gymnasium war eine ehrwürdige Anstalt, deren Tradition bis ins 17. Jahrhundert zurückreichte. Das Schulgeld, das „in der ersten Woche eines jeden Quartals praenumerando“ zu entrichten war, betrug 120 Mark. Eine Befreiung konnte durch den Direktor für jeweils ein Semester gewährt werden.⁴⁰ In dem Gedicht *Pastorensohn* findet sich ein Hinweis darauf, daß Benn während der Schulzeit auf fremde Unterstützung angewiesen war: „In Gottes Namen denn, mein Sohn / ein feste Burg und Stipendiate, / Herr Schneider Kunz vom Kirchenrate / gewährt dir eine Freiportion“.